

Langenbuchers Konzept des autonomen Journalismus, auf den sich Haas stützt, nicht viel gemeinsam. Langenbuchers Autonomieverständnis scheint dem der Autonomen (ja, die mit den Hasskappen sind gemeint!) zu entsprechen, impliziert dieser Autonomiebegriff doch, dass bestimmte gesellschaftliche Bereiche – hier der Journalismus – von politischen, ökonomischen und sonstigen Zwängen in quasi „befreiten Zonen“ existieren könnte. Dies entspricht jedoch eher dem Zustand der Autarkie, als dass es etwas mit Autonomie (im systemtheoretischen und im konstruktivistischen Sinn) zu tun hätte.

Dass schließlich auch noch die Kräfte des Marktes ausgerechnet als Kronzeugen für eine individualistische Journalismustheorie herangezogen werden (vgl. S. 95), ist dann vollends verblüffend und steht in einem offenen Kontrast zur mehrfach herausgestellten kulturellen Leistung des Journalismus.

Nach dem Theorieteil gefällt mir das Buch wesentlich besser. Es folgen „Strategien der Wirklichkeitserkundung“ und „Methoden und Programme des Empirischen Journalismus“, in denen journalistische Berichterstattungsmuster und Darstellungsformen dargestellt, illustriert und analysiert werden. Die historische Ableitung öffnet den Blick dafür, a) dass diese Formen nicht einfach so bestehen, sondern sich historisch entwickelt haben, und b) dass viele Pionierleistungen bereits in Zeiten erbracht wurden, als der Journalismus gesellschaftlich noch nicht so etabliert war wie heute und deutlich mehr Zwängen unterworfen war. Diese beiden Teile gehen auch weit über das übliche Lehrbuchwissen hinaus. Zweifelsohne werden hier die Leistungen, zu denen Journalismus imstande ist, ins beste Licht gestellt. Und es ist auch begrüßenswert, einmal die Sahnestücke des Journalismus zu dokumentieren und zu würdigen, statt immer nur die Probleme und Skandale zu thematisieren. Die häufigeren Rückbezüge auf die theoretischen Argumente im vorigen Teil sind allerdings nicht zwingend, vielleicht sogar überhaupt nicht notwendig.

Im abschließenden Epilog fasst Haas die wichtigsten Aspekte zusammen. In der Informationsgesellschaft kann sich Journalismus nur dadurch profilieren, dass er die Geschehnisse kritisch reflektiert. Objektiver Informationsjournalismus allein ist nicht ausreichend – und war er auch nie, denn neben ihm existierten immer auch andere Berichterstattungsmuster. Wenn Journalismus in diesem Sinn empirisch

ist, kann er als legitimes Konstruktionssystem (sic!) gesellschaftlicher Wirklichkeit anerkannt werden und hat seinen Platz neben anderen „Journalismen“ (S. 382 f.), wobei ich den Plural wieder nicht verstehe, oder ist hier doch wieder Berichterstattungsmuster gemeint, was im Widerspruch zum vorher Gesagten stünde? Haas befürwortet eine journalistische Rolle als *Bricoleur* und *Flaneur*, beides Denkfiguren der Moderne. Allerdings fehlt mir die Abgrenzung zur Postmoderne, die ebenfalls eine Art *Bricoleur* kennt, diesen aber als *Patchworker* interpretiert. Und mir missfällt der *flanierende* – um nicht zu sagen leichtfertige und überhebliche – Umgang mit Theorien. Das ist *postmodernes* Geschichte-Erzählen, aber sollten wir Wissenschaft wirklich so verstehen und darauf reduzieren?

Armin Scholl

Uwe Hasebrink/Patrick Rössler (Hrsg.)

Publikumsbindungen

Medienrezeption zwischen Individualisierung und Integration

München: R. Fischer 1999 – 193 S.

(Reihe Angewandte Medienforschung; 12)

ISBN 3-88927-253-3

Die in den letzten Jahren verstärkt geführte wissenschaftliche Auseinandersetzung zum Phänomen der Individualisierung war durch einen typischen Verlauf charakterisiert. Angeregt aus der Soziologie (vgl. Beck, Schulze) führte die Debatte in der Medien- und Kommunikationswissenschaft sehr schnell zu einer intensiven Beschäftigung mit dem Begriff, wobei dieser nicht selten als universelles Erklärungsmodell für generelle Entwicklungen in der Mediengesellschaft herangezogen wurde. Erst danach folgte eine Phase der Differenzierung und Bewertung seines Erklärungspotenzials auf unterschiedlichen theoretischen Niveaus.

Der vorliegende Band, der die im Januar letzten Jahres abgehaltene Arbeitstagung der Fachgruppe „Rezeptionsforschung“ der DGPK dokumentiert, legt nunmehr eine Reihe großteils empirischer Untersuchungen vor, die sich mit der Medienrezeption zwischen den beiden Polen der Individualisierung und Integration beschäftigen. Bereits im Vorwort liefern die Herausgeber dabei den entscheidenden

analytischen Befund, der die scheinbare Unvereinbarkeit von Integrations- und Individualisierungseffekten durch Medienrezeption als „die zwei Seiten ein und derselben Medaille“ erkennt. Denn es „führt eine zunehmend individuellere Medienrezeption ebenso wenig zwangsläufig zu einer Zersplitterung der Publika, wie die integrative Leistung von Medienangeboten die Ausbildung persönlicher Rezeptionsweisen verhindert. (...) Bei hinreichender differenzierter theoretischer Perspektive (und angemessener empirischer Umsetzung) wird erkennbar, dass Medienkommunikation abgrenzende und verbindende Funktionen zugleich umfasst, dass die zunehmenden Differenzen und Spielräume im Umgang mit den Medien zugleich mit engeren Bindungen entlang neuer gesellschaftlicher und kultureller Schichtungen einhergehen.“ (S. 7 f.)

Die im Buch versammelten Beiträge setzen sich mit der damit als strukturell vielschichtig identifizierten Thematik auf breiter gesellschaftlicher Perspektive (Michael Jäckel, Klaus Kamps, Christina Holz-Bacha, Wolfram Peiser), auf der medienrezeptionellen Seite (Uwe Hasebrink, Volker Gehrau, Helena Bilandzic) und im alltagskulturellen Kontext (Ralph Weiß, Maria Borsca, Constanze Mayer / Artur Meinolt / Constanze Roßmann / Hans-Bernd Brosius sowie ebenso Hans-Bernd Brosius / Raphael Roßmann / Anette Elnain) auseinander. Die durchgeführten empirischen Untersuchungen zeigen allesamt, wie schwierig es ist, die Faktoren der Individualisierung und Integration und umso mehr die Beziehung zwischen ihnen analytisch zu fassen. So ist es notwendig, viele Teilaspekte in ihre unterschiedlichen Wirkungsspezifitäten aufzugliedern, denn „beide Begriffe stehen nicht für Thesen, die als solche überprüft werden können“ (Hasebrink, S. 71), sondern nur heruntergebrochen auf ihre Detailspekte empirisch wie theoretisch fruchtbare Ergebnisse erbringen. So lässt sich trotz voranschreitender Fragmentierung in der Mediennutzung nicht unmittelbar darauf schließen, dass der Zusammenhalt innerhalb der Gesellschaft und damit die gesellschaftliche Kommunikation darunter leiden (vgl. Holz-Bacha, S. 51), und zeigen, dass Integrationseffekte auch über die gemeinsam geteilte Thementransparenz entstehen können (vgl. Jäckel). Ebenso lässt sich feststellen, dass „die Weigerung des Zuschauers, der gegebenen Programmstruktur zu folgen (...) nicht zwangsläuf-

fig (zu einer) geringeren Integration durch das Fernsehen (führt); man könnte somit sagen, dass Integration, wenn nicht auf dieser programmlich-inhaltlichen Ebene, so doch auf einer strukturell-prozeduralen Ebene stattfindet.“ (Bilandzic, 109) So ergab etwa die Untersuchung von Mayer et al., dass nach wie vor die massenmedial verbreitete Musikkultur bei Jugendlichen offenbar doch ein Integrationsfaktor ist, der zu einer „einheitlichen Jugendkultur“ beiträgt, ab einem gewissen Alter aber doch mit Differenzierungseffekten zu rechnen ist (vgl. S. 165 f.). Ralph Weiß schlägt anhand der soziologischen Kategorie des „praktischen Sinns“ vor, damit zu einer Beschreibungsfolie für den „Eigensinn des Rezeptionserlebens“ zu kommen, die den „inneren, subjektiv wahrgemachten Zusammenhang“ für die Rezipienten (vgl. S. 135) transparent macht und damit eine Voraussetzung für die Beschreibung des „alltagsweltlichen Sinns (...) für die Erhaltung sozialer Identität“ schafft.

Wird das Begriffspaar der Integration vs./und Individualisierung außerhalb der Ebene der klassischen Massenmedien im Bereich des Internet untersucht, zeigt sich erneut die Schwierigkeit seiner analytischen Theoretisierung in Zusammenhang mit empirischen Befunden (vgl. Kamps). Insgesamt verdeutlicht dieses Buch die Notwendigkeit, dass es bei Phänomenen wie der Individualisierung und Integration mit ihren unterschiedlichen Erklärungspotenzialen auf den jeweiligen Niveaus des genauen Blicks und der präzisen Analyse bedarf. Ansonsten gerät man sehr leicht in die Gefahr, mit großen Begriffen die feinen Differenzierungen aus dem Blickwinkel zu verlieren, die unterhalb breiter gesellschaftlicher Trends liegen. Diese Gefahr wurde in diesem Fall – dank der lohnenswerten Anstrengungen in den Detailanalysen – gebannt. Man weiß also nunmehr viel Genaueres (vgl. Hasebrink, S. 71), wenn auch noch nicht alles.

Thomas Steinmaurer